

Grand Island Anzeiger.

J. P. WINDOLPH,

Verleger.

Grand Island, Nebr.

Drei Großblätter.

Unsere drei Millionenstädte, New York, Chicago und Philadelphia haben ein Budget, das für so manchen selbstständigen Staat recht anständig sein würde. Eine Zusammenstellung der in diesen drei Städten gezahlten Steuern der oberen Beamtenklassen ist ganz interessant, da sich daraus manches Charakteristische für jede der Städte ergibt. — New York ist zwar die größte Stadt des Landes, aber sein Bürgermeister erhält nur ein Gehalt von \$10,000, während Philadelphia dem seinen \$12,000 zahlt, Chicago's Mayor muß sich mit \$7000 begnügen. Clerksgehälter u. s. w. schrauben die Gesamtsummen für die Mayors-Office noch bedeutend herauf, so daß sie in New York und Philadelphia ungefähr je \$25,000 betragen, in Chicago aber nur \$11,000.

Recht häufige Gehälter beziehen weiter der „Corporations-Anwalt“ in New York mit \$12,000 pro Jahr und sein College in Philadelphia mit \$10,000, während Chicago \$6000 für genügend hält. Der Urkunden-Registrator erhält in New York \$12,000, in Philadelphia \$10,000, in Chicago nur \$6000, trotzdem dieser Beamte in der jüngsten Millionenstadt der Ver. Staaten bedeutend mehr Arbeit zu bewältigen hat, als in den beiden älteren.

Derselbe Unterschied zeigt sich in den Gehältern, welche die Sheriffs der drei Städte beziehen. Philadelphia bezahlt den seinen am besten mit \$15,000 pro Jahr, New York's Sheriff erhält \$10,000, der Chicago's nur die Hälfte, \$5000, obwohl er doch auch gerade seinen Aufgaben hat. Ebenso verhält es sich mit den Gehältern der öffentlichen Sicherheit, wie der officielle Titel lautet, \$7,500 erhält, der „Chicago's General-Polizei-Superintendent“ aber ebenfalls nur \$5000. Die Gehälter der einzelnen Klassen von Polizei-Beamten sind: Capitains in New York \$2,750, Philadelphia \$1,500, Chicago \$2,250; Rentmännern in Philadelphia \$1,275, Chicago \$1,500; Sergeanten in New York \$2,000, Philadelphia \$1,380, Chicago \$1,200. Der Chef des Detectiv-Bureaus erhält in New York \$5,000, in Philadelphia \$1,500, in Chicago \$1,700 Jahresgehalt. Die Stadt der Bruderkleider scheint es nicht für nötig zu halten, für den Sicherheitsdienst so viel auszugeben, wie die Gartenstadt, ob ihre Moralität so sehr viel besser ist, soll aber dahingestellt bleiben.

Sehr verschieden sind die Gehälter, womit die Polizeirichter in den drei Städten für ihre Wägen entschädigt werden. New York hat fünfzehn solcher Richter, die je \$8000 Gehalt beziehen, Philadelphia 28 mit je \$3000, Chicago nur elf, von denen acht je \$2000, drei nur \$1500 erhalten.

Chicago hat ein südliches Territorium, das mehr, als doppelt so groß ist, als das New Yorker oder Philadelphia's, dementsprechend hat die Chicagoer Feuerwehr auch 62 Dampfmaschinen, die New Yorker 56, Philadelphia's nur 35. Dem Feuerwehr-Chef zahlt Gotham \$5000, ebensoviel Chicago, Philadelphia nur \$3000; die Gehälter der anderen Beamten der Feuerwehr sind in den drei Städten dementsprechend abgestuft.

Der Chef des Departements für öffentliche Arbeiten bezieht in New York ein Gehalt von \$8000, in Philadelphia von \$7500, in Chicago erhält der betreffende Commissar \$6000; der Vorsteher des Wasseramtes ist im besten in Philadelphia bezahlt mit \$6000, während er in New York und Chicago sich mit je \$3000 begnügen muß.

Ein gut bezahltes Amt ist bekanntlich auch das des städtischen Comptrollers: New York zahlt dem seinen \$10,000 pro Jahr, Philadelphia \$8000, Chicago \$5000, aber in allen drei Städten muß dieser Beamte eine Bürgschaft von je \$1,000,000 stellen. Der Clerk von New York County erhält wohl das höchste Gehalt, das ein öffentlicher Beamter, abgesehen von dem Präsidenten der Ver. Staaten, bezieht, nämlich \$15,000; Philadelphia's „Protonotar“ ist mit \$10,000 auch ganz gut ab, während der Clerk von Cook County, welcher zugleich die Amtsgeschäfte des Gerichts-Clerks zu versehen hat, trotzdem mit \$5000 zufrieden sein muß.

Die vier Coroners in New York erhalten je \$5000, ihre vier Gehilfen je \$3000, Philadelphia hat nur einen Coroner mit \$5000 Gehalt, Cook County (Chicago) ebenfalls einen, der \$6000 bezieht.

Steuern werden in New York durch Steuercommissäre erhoben, welche \$4000 erhalten, der Präsident aber \$5000; ebenso beziehen die Steuercommissäre in Philadelphia \$4000; in Chicago gehen die Steuern durch die Hände des County-Schachmeisters, der \$5000 erhält. Außerdem hat Chicago einen Stadt-Schachmeister mit \$10,000 Gehalt, der die städtischen Steuern entgegennimmt.

Nimmt man den Gesamtbetrag der

städtischen Ausgaben in unseren drei Millionenstädten, so ergibt sich, daß zur Deckung derselben in Chicago ca. \$1.80 auf je hundert Dollars Eigenthum erhoben werden, in New York \$1.82, in Philadelphia \$1.85; trotz seines riesigen Wachstums hat Chicago also noch immer eine niedrigere Steuerquote, als New York und Philadelphia; dagegen muß der Chicagoer Bürger im Verhältnis zur Höhe der Stadtschuld, welche dort \$13,545,400 beträgt, gegen \$56,000,000 in Philadelphia und ca. \$100,000,000 in New York, bedeutend mehr zur Tilgung derselben bezahlen, als der New Yorker, und mehr als zweimal so viel, als der Philadelphiaer.

Kaffeetrinken in den Vereinigten Staaten.

Die civilisirten Völker der Welt werden in Kaffee- und Theetrinken geteilt und die ersteren sind ganz entschieden der Mehrheit. Die größten aller Theetrinker sind die Australier. Dann kommen die Engländer mit einem Consum von etwa 4 1/2 Pfund Thee pro Kopf und weniger als ein Pfund Kaffee. In Europa stehen mit Ausnahme Rußlands, die Kaffeetrinker obenan. In Frankreich ist der Verbrauch pro Kopf nur eine Unze Thee, hingegen 3 1/2 Pfund Kaffee.

Das Volk der Ver. Staaten steht hoch unter den Kaffeetrinkenden Nationen und wird nur von Belgien und Holland übertroffen. Der durchschnittliche Verbrauch von Kaffee für jeden Einwohner in unserem Lande belief sich letztes Jahr auf 8 1/2 Pfund, während der von Thee nur 1 1/2 Pfund betrug. Kaffee ist das Nationalgetränk der Ver. Staaten und daher ist es einleuchtend, daß es weiter ist, mit Kaffeeproduzierenden Ländern Reciprocitäts-Verträge abzuschließen, — in anderen Worten, den Kaffee mit Getreide oder Waaren zu bezahlen, anstatt mit Gold.

Während der letzten zehn Jahre hat sich der jährliche Verbrauch des Kaffees pro Kopf um zwei oder drei Unzen vermehrt. Das ist theilweise dem Umstande zuzuschreiben, daß das Volk besser gestellt ist und für luxuriöse Sachen mehr Geld ausgeben kann. Aber die durchschnittliche Quantität des Thees, der getrunken wird, ist in dem letzten Jahrzehnt nicht vermehrt worden. Es ist augenscheinlich, daß die Ver. Staaten sich immer mehr und mehr dem Gebrauch der arabischen oder brasilianischen Bohne unterwerfen. In 1820 wurden etwa sieben Unzen Thee und neunzehn Unzen Kaffee pro Kopf gebraucht, zehn Jahre später ungefähr neun Unzen Thee und vierundvierzig Unzen Kaffee; in 1840 nahezu fünfzehn Unzen Thee und fünf Pfund Kaffee. Vor sechzig Jahren belief sich der Werth des importirten Thees auf etwa die Hälfte oder eines Drittels von dem Werth des importirten Kaffees; jetzt macht es ungefähr ein Sechstel aus. Der Thee hat beinahe, um bildlich zu sprechen, Boden verloren.

In Canada, wo, wie man glauben sollte, der Stand der Dinge derselbe sein müßte, wie auf dieser Seite der Grenzlinie, steht der Consum von Thee obenan. Das Volk trinkt dort etwa zwei Pfund Thee pro Kopf und weniger als ein Pfund Kaffee. Es kann sein, daß die Canadier ihre Loyalität für England soweit führen, daß sie dem Getränk den Vorzug geben, welches dort das Lieblingsgetränk ist. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß die englisch-sprechenden Canadier, da sie von Schottischer, irischer und englischer Abkunft sind, den Geschmack ihrer Vorfahren behalten haben.

Die zunehmende Bevorzugung des Kaffees in diesem Lande dürfte theilweise der Thatsache zugeschrieben werden, daß die große Masse der Einwanderung, besonders in den letzten Jahren, aus Ländern wie beispielsweise Deutschland, kommt, deren Einwohner starke Kaffeetrinker sind. Wäre die Mehrheit der Einwanderer aus England gekommen, so würde sich die Waage wohl auf die andere Seite geneigt haben.

Nimmt man die hervorragendsten Nationen der Welt als eine Gesamtmasse, so verhält sich der Verbrauch von Thee im Vergleich zu Kaffee wie eins zu vier; in den Ver. Staaten steht das Verhältnis wie eins zu acht.

Die Untersuchung der Ursachen, aus welchem Großbritannien dem Thee und die Ver. Staaten dem Kaffee den Vorzug geben, könnte großen Philosophen dazu dienen, ihre überflüssige Zeit nützlich zu verwenden.

Die verbarrichteten Franzosen.

Bekanntlich haben die Franzosen seit 1871 ihre ganze Westgrenze in eine einzige ungeheure Festung umgewandelt, welche sich von der belgischen Grenze im Norden bis nach Velfort und zur schweizer Grenze im Süden erstreckt. Es ist Thatsache, daß das ganze Grenzgebiet nicht nur im gewöhnlichen Sinne befestigt ist, sondern daß man mehrere Wiederstandslinien ständiger Festbesetzungen gebildet hat, auf denen die Schicksalsther der Zukunft vollständig durch Redoubten, Batteriestellungen und Schützengräben für den Kampf vorbereitet worden sind. Der Berichterstatter des „Temps“ hat sich nun diese Gegenden angesehen und entwirft von ihnen ein höchst anschauliches Bild. „Das Gefühl“, sagt er, „daß man bei einem Besuche dieser Grenzen in sich aufnimmt, ist das der unbedingtesten Sicherheit.“ Nachdem er die Befestigungen des Plateaus von Langres und die Stellungen von Velfort beschrieben hat, die ihn zu heller Begeisterung anregen, findet

er, daß alles fertig ist und daß wir ebenfalls beim Marschall Leboeuf kein Gemächtenaop, so jetzt an der ganzen Grenze keiner jener modernen Raufwerkzeuge fehlt, die die Mauer und Thürme der alten Befestigungskunst ersetzen. Nur unmittelbar an der Grenze, gegenüber den Schlachtfeldern von Metz, sei anscheinend wenig gethan, aber dieser Eindruck der Vertheidigungslosigkeit hatte nicht lange an, denn jenseits man sich etwas weiter westwärts begäbe, befände man sich wieder inmitten der französischen Befestigungswerke. Der französische Berichterstatter schreibt: „Sobald man sich dem hügeligen Gelände nähert, gewinnt man wieder den Eindruck der vollsten Sicherheit. Wie ungeheure Raufwerkzeuge zeichnen sich an den Höhen der Vorbefestigungen von Verdun ab. Douaumont, Haumont, Raucourt, Tavannes, Roulinville, Le Rozelier bewachen alle Eingänge zum Thale der Maas. Wenn man dann den Tunnel durchschritten hat, den das Fort und die Batterien von Tavannes und zwanzig andere Werke überwachen, gewinnt man ein Gesamtbild über die Stellung von Verdun, deren Anblick einzig in seiner Art ist. Das Gelände ist einödig, nur hier und da einige Hügel, eine ungeheure Arena, deren Seitenwände von Weinbergen und Getreidefeldern gebildet werden. Ab und zu unterbrechen Hügel die Einförmigkeit des Bildes; jeder derselben ist von einem Fort gekrönt, die alle durch Batteriestellungen und aufgeworfene Schützengräben miteinander verbunden sind und durch eine Felsenbahn untereinander verkehren können. Es ist furchtbar und erschreckend.“ Für die Art der Vorbereitung wahrlichster Schlachtfelder ist folgende Schilderung sehr bezeichnend: „Neben uns, auf einem runden Berge sehen wir ein Dorf, Villen-le-Sec, das ein fremdartiges Aussehen hat: es verschwindet zur Hälfte hinter einer bewaldeten Kuppe und vor ihm erheben sich sonderbare Annäherungshindernisse. Alle 20 bis 30m sind schachbrettartig eiserne Pflähe aufgestellt, zwischen denen im Graie, kaum 15cm hoch und fast unmerkbar, zugespitzte Eisenstäbe in den Boden eingeschlagen sind. Pflähe und Stäbe, die mehrere Linien bilden, sind miteinander durch Stacheldraht verbunden, so daß eine Art von künstlichem Dornengebüsch gebildet wird. Ein Mann, der sich da hineinwagt, würde Kleider und Haut verlieren und bei weiterem Vordringen niederfliegen und sich dann auf den Stäben aufspielen. Das Dorf selbst ist befestigt. Hinter den geschützten Anlagen befindet sich ein tiefer Graben mit Caponieren, von denen aus man die Grabenlöcher mit Schnellfeuer-Geschützen beschießen kann. Der Zugang zum Graben ist noch außerdem durch ein Eisengitter verwehrt, das mit Stacheln versehen ist. Ich kann kaum beschreiben, einen wie wenig einladenden Eindruck dieses Dorf macht. Darüber aber erheben sich nach dem Bilde des Feindes verborgene Batterien und weithin zur Veranschaulichung der Vertheidigung ein starkes betonirtes Fort. Es ist eine furchtbare Vereinigung alles dessen, was die Befestigungskunst nur erdenken konnte. Und dabei gibt es kein Gemächtenaop. Das Dorf liegt ganz friedlich da und durch die Befestigungen am Rande des Grabens laufen von den Bewohnern zu ihren ländlichen Arbeiten benutzte Wege. Diese vortreffliche Festung ist mit dem übrigen Vertheidigungssystem durch Batterien und Redoubten verbunden, an denen eine strategische Eisenbahn entlang läuft. Einige dieser Batterien sind selbst auf 20 Schritt nicht sichtbar und ihre Geschütze können feuern, ohne daß der Feind ihre Gegenwart vorher auch nur vermuthete. Ueberall befinden sich Schützengräben für die Infanterie.“

Dazu sagt die „Kölnische Zeitung“: Die Franzosen haben es auf diese Weise verstanden, um ihre Grenze eine oder zwei Meilen weiter nach Osten zu ziehen und haben damit in der That ein Bollwerk errichtet, dessen Durchbrechung dem Angreifer große Schwierigkeiten und furchtbare Opfer an Menschen aufzulegen würde. Wie alle guten Dinge aber auch dieses Befestigungssystem seine schlechten Seiten, die den Franzosen bei einem Kriege die Eisenbahn ergreifen wollen, und wenn wir sie nicht angreifen, so könnte die Welt das immerhin sonderbare Schauspiel erleben, daß die zwei größten Armeen Europas sich beobachtet gegenüber stehen, ohne aneinander zu kommen.

Die vierzehn Jahre alte Kellie Tetreau, die in Lumbria, Cal., wohnt, wird als eine treffliche Maschinenwälerin geschilbert. Trotz ihrer Jugend löst sie sich auf der Locomotive wie ein erfahrener Beamter benehmen. Vor Kurzem soll sie die Sägemühle ihrer Nachbarschaft in nicht geringem Erfolge verfertigt haben, als sie auf der riesigen Locomotive, wie solche zur Fortschaffung der Baumstoffe verwendet werden, mit einer Anzahl schwer beladener Wagen aus dem Wald gekommen und vor der Sägemühle angehalten hätte und dies mit solcher Sicherheit, wie man sie nur bei erfahrenen Führern zu sehen gewohnt sei.

Jagd auf einen Desperado.

Leben und Ende eines gefährlichen Räuberhauptmanns in New Mexiko.

Marino Leyba, Wadsteinformer von Profession und ein Sträfling im Justizhaus von New Mexiko, wohn er auf sieben Jahre bei harter Arbeit wegen Pferdediebstahls und eines Mordverdicts auf den Beamten, welcher ihn verhaften sollte, geschickt war, ist ein Mexikaner und ein Riese von Statur, er besitzt die Eigenschaften eines Tigers und würde wie eine Bestie kämpfen, wenn er in die Enge getrieben werden sollte. Er würde eben so schnell einen Menschen niederhauen, wie einen Hagen. Lange bevor er in die Wälder des Berges geriet, war er als Pferdedieb berühmt. Aber schon vor seinen schlaun Methoden, den „Ranchers“ Pferde und Rindvieh zu stehlen, hatte er mehrere schwere Verbrechen begangen.

Oberst Potter, ein Kapitalist aus dem Osten, der viel Geld in großen Unternehmen in New Mexiko angelegt hatte, reiste sehr oft durch einen einjämmerigen Hohlweg in den Sandia Gebirgen. Sein Leichnam, oder richtiger seine verrostete Leberreste, mit einer Kugel im Kopf, wurden eines Tages dort gefunden; der Mörder hatte verübt, den Leichnam zu verbrennen. Das schreckliche Verbrechen wurde einer Räuberbande zur Last gelegt, die zu jener Zeit in den Sandia-Gebirgen hauste und zu welcher Leyba, wie man sagte, gehörte, wenn er nicht gar ihr Hauptmann war. Der Mord wurde etwa dreißig Meilen von Santa Fe und Albuquerque verübt, wo Oberst Potter viele Freunde hatte. Die Bevölkerung jagte den Entschluß, die Bande, welche ihr Unwesen in der Umgegend der Bergbaulager von San Pedro, Dolores und Golden trieb, aufzureiben und sie organisirte und bewaffnete sich deshalb als eine militärische Truppe.

Die Räuberbande wurde in einer kleinen mexikanischen Stadt umzingelt und jeder Einzelne aufgefängt; doch Leyba war nicht unter den Gefangenen. Dieser organisirte eine andere Bande, welche zwei Jahre lang das Vieh von den Weiden wegfahl und durch einen vorgebildeten „Rancher“ verhandelt ging. Dieser Diebsbehlerr geriet mit Leyba über den Preis eines gestohlenen Viehbes in Streit, weshalb er den Räuberhauptmann verriet und dadurch auf sieben Jahre dem Justizhause überliefert wurde. Die Ermordung Potters war nicht in Vergessenheit gerathen, aber die Zeit, wie die summarische Hinrichtung aller Mitglieder der Bande mit einer einzigen Ausnahme, hatte die öffentliche Entrüstung abgeschwächt, außerdem konnten ja Alle, die gegen Leyba seugten konnten, während der langen Jahre seiner Haft gestorben sein.

Während seines Processes hatte der desperate Kerl den Staatsanwalt Brendon mit dem Tode bedroht; doch nachdem er einmal innerhalb der Steinmauern war und bei Tage sich von Wachen mit scharf geladenen Gewehren umgeben sah, während er des Nachts in einer starken, sieben bis fünf Fuß hohen Zelle eingeschlossen wurde, veränderte er sein Benehmen und wurde ein Muster guter Aufführung und Arbeitsamkeit. Er war der beste Wadsteinformer in der Hiezeltrennerei und wenn immer Streit und Aufruhr unter den Sträflingen ausbrach, dann stand Leyba auf Seiten der Aufseher und Wachen und half ihnen, Ruhe zu stiften. Eines Tages begann ein rebellischer junger mexicanischer Sträfling, Namens Carlos Jacome, welcher die meiste Zeit seiner schlechten Aufführung wegen Ketten trug, einen Streit, aber sofort streckte ihn Leyba mit einem einzigen Faustschlag hinflos zu Boden.

Zu einer gelegenen Zeit erschien der vorgebildete „Rancher“, welcher Leyba in's Justizhaus gebracht hatte, vor dem Gouverneur. Ansehend tief betrübt und von Gewissensbissen gepeinigt, appellirte er um Leyba's Begnadigung, indem er vortrug, derselbe sei unschuldig verurtheilt worden. Thatsache war jedoch, daß der Handel mit gestohlenen Pferden so gut wie brach lag, seitdem der schlaue und verwegene Hauptmann in Banden geschlagen war. Im Laufe der Zeit wurde der Gouverneur überredet und der Gefangene begnadigt.

Noch einmal frei in der Wildnis des Sandia-Gebirges wurde Leyba sofort wieder der Schrecken der Bevölkerung. Er konnte jeden Schlafwandel und jede Felsenkluft in den beinahe undurchdringlichen, ruhigen Wäldern, welche nur den Verglöwen und Bären sicheren Schutz gewährten, wenn diese Bestien von ihren Raubjügen nach den Bergbauagern und Viehweiden zurückkehrten. Nord und Süd waren wieder an der Tagesordnung, kein Mensch war in den Gebirgsstrahlen seines Lebens sicher. Anfanglich ließ sich der Desperado selten sehen, doch bald wurde er verwegener, erschien in San Pedro, Golden und Carrillas, wo er mit Männern trant und scherzte, die keine Lust verspürten, mit ihm zu streiten und zu kämpfen, so lange sie nicht von ihm belästigt wurden. Leyba war immer stark bewaffnet, er konnte keine Furcht, noch ein gutes Schiffe und drehte niemals einen Feinde, der ihn zur Zielweiche seiner Waffe machen wollte, den Rücken zu. Frühere Sträflinge und gefährliche Charaktere waren seine Freunde.

Es fehlte andererseits keineswegs an Männern, die recht gern seinem Lebenslauf ein schnelles Ende bereitet hätten, aber Niemand wollte das Bagdad unternehmen, so lange nicht ein Kreis um den gefürchteten Bandit von sicheren

Schützen und vielen Pistolen gezogen werden konnte.

Und doch mußte dem Räuberhandwerk ein Ende bereitet werden. Der blühende Bergbau ging rückwärts, Unternehmer und Capital suchten Wirkungskreise, wo das Leben nicht so aufregend und unsicher war. Ein starker Protest wurde beim Sheriff von Santa Fe County erhoben und dieser beauftragte sofort zwei Männer, die er für geeignet hielt und als Deputy-Sheriffs einworf, den Räuberhauptmann Leyba lebendig oder todt in seine Hände zu liefern. Diese beiden Männer waren, Joaquin Montoya, ein früherer Wächter des Justizhauses, der Dolch und Pistole zu führen wußte und Carlos Jacome, das Opfer des wüthigen Faustschlages Leyba's, der seine Strafreise im Justizhause abgeübt hatte.

Wohlberitten und wohlbewaffnet gelangten sie am Nachmittag des zweiten Tages ihrer Suche an eine Schlucht im Gebirge und entdeckten schwache Spuren hinterlassener Pferdehufspuren in der Richtung, aus welcher man Leyba nach Golden hatte kommen sehen. Halbwegs war es unter den dichten Tannen und Fichten und der Boden der großen Schlucht, über welchen sich die Fährte hinzog, war schwarz wie die Nacht. Langsam wendeten sich beide um die Ecke eines großen Lawastens und blickten plötzlich an.

Nicht zwanzig Schritte vor ihnen sah zu Pferde, in jeder Hand eine schühfertige Pistole haltend, der gefürchtete Räuber. Ihre Pistolen steckten im Gürtel und die geringste Bewegung einer Hand nach jener Richtung würde ihre Schicksal besiegelt haben. Aber im Nachdenken über die gefährliche und höchst dramatische Lage, in welche man auf der Jagd nach einem desperaten Menschen in den Gebirgen gerathen kann, hatte man auch die vorliegende in Ueberlegung gezogen.

„Wie geht es Euch, mein Freund?“ fragte Montoya in Spanisch. „Wir suchen Euch und haben uns verirrt.“ „Zieht Eure Pistolen!“ rief Leyba. „Wir sind nicht hier zum Kämpfen. Wo ist die Albuquerque-Fährte?“ lautete die Antwort.

Eine kurze Unterredung folgte und es gelang, den Verdict Leyba's zu befeitigen. Beide ritten zu ihm heran; auf jeder Seite einer. Der Räuber steckte seine Pistolen in den Gürtel.

„Ihr weret thöricht“, sagte Jacome, „zu denken, daß wir hinter Euch her sind. Laßt Jedermann in dieser harten Zeit leben, wie er am besten kann. Reicht mir die Hand!“

Jacome streckte die linke Hand aus und ergriff Leyba's Rechte, Montoya, an der anderen Seite vom Räuber, ergriff dessen linke Hand und beide hielten fest. Im Nu hatte Jacome seine Pistole gezogen und einen Schuß abgefeuert; als der Pulverdampf sich verzogen hatte, war Leyba eine Leiche. Die Kugel hatte sein Gehirn durchbohrt, auf seinem Pferde lag der Todte, festgehalten im Sattel von beiden Männern. Sie banden den Leichnam auf seinem Pferde fest und fuhren es mit sich nach Santa Fe.

Niemand bedauerte das tragische Ende des Desperado's, doch es wurde viel über die verwegene That seiner Mörder gesprochen. Einige Freunde des todtten Räubers brachten es fertig, in den Großgeschworendienst gezogen zu werden und die beiden Deputy-Sheriffs in Anklagestand wegen des Mordes zu setzen. Jacome entloh nach Mexiko, Montoya wurde freigesprochen, worüber er so übermäßig erfreut und vergnügt war, daß er, vom Schnapsgeist befallen, in einer Nacht beinahe von seinen Feinden ertränkt worden wäre. Kurze Zeit darauf starb er an einer Lungenerkrankheit. Leyba war der letzte Reinger der Bergbauarbeiter und „Ranchers“ in den Sandia-Gebirgen.

Schnelldampfer als Kreuzer.

In der „Deutschen Nautischen Zeitschrift“ tritt der bekannte Marine-Schriftsteller Contre-Admiral a. D. Reinhold von Werner der Ansicht entgegen, daß die neuen Schnelldampfer, welche jetzt den Personenverkehr auf allen Meeren vermitteln, im Kriege gute Dienste als Kreuzer leisten könnten. „Das Handelschiff der Jetztzeit“, sagt Admiral v. Werner, „die neuesten Schnelldampfer eingeschlossen, kann in Kriegzeiten nur im engeren Verband einer Flotte und hier auch nur als Transportchiff für Truppen und Vorräthe oder als Lazarethschiff von Nutzen sein; seine Verwendung als armirter Kreuzer ist dagegen ausgeschlossen, weil einerseits die Bauart eines solchen Schiffes, wenn es seinem Zweck im Friedensdienst genügen soll, die Aufstellung schwerer Kanonen verbietet, andererseits gewichtige Gründe der verschiedensten Art dagegen sprechen, wie wir weiterhin sehen werden.“

In früheren Zeiten wäre es möglich gewesen, Kaper mit Nutzen auszunutzen und zu verwenden, damals, als die Kaufleute noch keine Schnellsegler waren, wie die seit den fünfziger Jahren gebauten Klipper, sondern, plumpere, zur Aufnahme großer Lasten befähigte Fahrzeuge, welche unter den günstigsten Windverhältnissen eine höchste Geschwindigkeit von 8 Knoten erreichten. Da hatten die für gutes Segeln und für ihren Zweck besonders gebauten Kaper, welche zur Bedienung ihrer großen Takelage schon einer starken Besatzung bedurften, außerdem aber auch noch Referevemannschaften zur Besatzung der genommenen Prisen hatten, es leicht, ein schlecht segelndes Handelschiff zu überholen und das schwach be-

mannete Fahrzeug zur Uebergabe zu zwingen. Und während des nordamerikanischen Seecessionkrieges, Anfang der sechziger Jahre, wurde der Handel zur See hauptsächlich auch noch von Segelschiffen besorgt, welche allerdings Schnellsegler waren, nun jedoch von Dampfmaschinen gejjagt wurden, unter denen die „Alabama“ das schnellste jener Zeit war. Anders liegt die Sache jetzt.

Heutzutage könnten Schiffe bei Ausbruch eines Krieges in den meisten Fällen rechtzeitig gemarkt werden, so daß Segelschiffe in einem neutralen Hafen liegen bleiben würden, während Dampfchiffe, welche eine einigermaßen große Geschwindigkeit haben, es riskiren könnten, sich von einem Kreuzer jagen zu lassen. Außerdem würde auch jeder größere Dampfer sicher in Kriegzeiten bewaffnet werden und einem ihm nicht weit überlegenem Gegner Widerstand leisten.

Es sei somit anzunehmen, daß freiwillige Kreuzer nur wenig Aussicht haben werden, feindliche Handelsdampfer aufzubringen, und daß die Seefahrten daher um so leichter von einer derartigen Verwendung ihrer Handelsdampfer abgesehen werden, als diese unverhältnismäßig hohe Unterhaltungskosten erfordern, ohne zu nützen, und andererseits ihrem eigentlichen, auch in Kriegzeiten nutzbringenden Beruf entzogen werden. Denn die schnellsten Dampfer könnten als Kreuzer einzeln vereinzelt Erfolg erzielen; diese schnellsten Dampfer aber, welche bei einer Dauerfahrt von nur wenigen Stunden jedem Kriegsdampfer an Schnelligkeit überlegen sind, sind eben diejenigen, welche ohne große Gefahr für ihre eigene Sicherheit im Dienste des Handels bleiben können.

So lange als Völkerrecht gelte, müssen die Marinen es auch ausüben können, und daher besondere Schiffe dafür bauen; sie geben so nicht nur ungeheure Summen aus, sondern zerstören auch ihre Kräfte, da die Besatzungen der Kreuzer den Schlachtschiffen entzogen werden. Dr. v. Werner berechnet die Kosten eines gepanzerten Kreuzers auf durchschnittlich 7,000,000 Mark und meint, daß für drei Kreuzer zwei Panzerschiffe gebaut werden könnten, während die Besatzung eines Kreuzers für ein Schlachtschiff ausreichte, daher sei es zweifellos, daß der größere Vortheil in dem Bau von Schlachtschiffen mit gleichzeitiger Freigabe des feindlichen Handelsgutes auf hoher See, sofern nicht ein Verzicht von Blockadebruch vorliege, zu finden sei. So würde die moderne Technik zuwege bringen, was die Diplomatie speciell England gegenüber bisher vergebens erstrebt habe.

Ein Schnelldampfer, der in einen Kreuzer verwandelt würde, müßte monatlich an 260,000 Mark verschlingen, oder in 115 Tagen so viel, wie der Werth eines genommenen Schiffes nebst einer Ladung von einer Million Mark wär. Dabei sei noch in Betracht zu ziehen, daß der Kreuzer genommen werden und dann der Staat für seinen Werth von ca. 6,000,000 Mark aufkommen müßte. Das Alles spräche entschieden gegen eine Verwendung von solchen Schnelldampfern für Kriegszwecke.

Strolls Nordpolfahrt.

Noch fähner als Hansens abenteuerliche Nordpolfahrt ist der Plan von W. Stroll, einem Landsmann von Arctischof Hansen. Er hat einen neuen Plan zur Erreichung des Nordpols entworfen und will denselben im Jahre 1893 ausführen. Er hat Schlitzen gebaut, die von Hundten gezogen und zu einem großen Boot zusammengestellt werden können. Mit diesem Fahrzeug hofft man alle Hindernisse zu überwinden. Stroll denkt eine Richtung zu verfolgen, in welcher er auf zusammenhängende Eisfelder zu treffen erwarten darf. Als Ausgangspunkt wird das östliche Spitzbergen zu nehmen sein, dann geht es zur Umgehung des westlich und südwestlich ziehenden Treibeises nach Petermanns-Land und dann in gerader Richtung auf den Nordpol zu. Sowohl auf Spitzbergen, als auch auf Grönland sollen Vorräthe ausgelegt werden, damit sich die auf höchstens sechs Mann berechnete Expedition längere Zeit allein halten kann. Gelingt das Vordringen zum Pol, so soll versucht werden, nach Grönland hinüberzugelangen. Um sich einen Begriff von der Kühnheit des Planes zu machen, sei erwähnt, daß Professor Supan in „Petermanns Mittellungen“ die Länge des Weges auf mindestens 2480km schätzt. Bei einer täglichen Fahrgeschwindigkeit von 11km würde die Reise also im günstigsten Falle 225 Tage dauern. Professor Supan sagt übrigens, daß die zwar immerhin wünschenswerthe Erreichung des mathematischen Poles für eine arktische Expedition nicht der einzige maßgebende Gesichtspunkt sein dürfte. Es müßte die Ueberzeugung durchdringen, daß es sich nicht bloß um den Nordpol als solchen, sondern in erster Linie um seine nähere oder weitere Umgehung handelt. Dadurch nur könne der durch die erfolglosen Bemühungen der letzten Jahrzehnte selbst in geographischen Kreisen ermedete Scepticismus beseitigt und die Aufbringung der erforderlichen Mittel ermöglicht werden.

Petroleum ist in Coligno, Fresno County, Cal., entdeckt worden. Das Del soll von besserer Qualität als irgend ein anderes bisher entdecktes sein.

Reiches Eisenerz ist in der San Ysidro Mine, einige Meilen unterhalb Ensenada in Unter-Californien entdeckt worden. Eine Ader ist 1000 Fuß lang und 60 Fuß tief.